

kar Wessenberg eingeht und die Bedeutung von Konstanz für Dalbergs Karriereplanung und Politik herausarbeitet. Gerade weil Dalberg als aufgeklärter Reichspolitiker so eindrücklich in dieser Biografie hervortritt, bleiben andere Aspekte in Hömigs Darstellung eher blass. Dies gilt insbesondere für Aspekte von Dalbergs Katholizität, aber auch für zahlreiche Themen der neueren kulturgeschichtlich orientierten Adelsforschung, die in den letzten 15 Jahren zahlreiche wichtige neue Erkenntnisse ermöglicht hat – gerade zum Adel in der Sattelzeit um 1800. Wer sich jedoch für den Staatsmann Dalberg interessiert, dem wird nach der Lektüre dieser gewichtigen Biografie kaum eine Frage zu Dalberg unbeantwortet bleiben.

*Christopher Dowe*

### 6. Neuzeit und Zeitgeschichte

OTTO WEISS: »Der erste aller Christen«. Zur deutschen Pascal-Rezeption von Friedrich Nietzsche bis Hans Urs von Balthasar. Regensburg: Friedrich Pustet 2012. 237 S. ISBN 978-3-7917-2461-4. Kart. € 24,95.

Je nach Perspektive gilt Blaise Pascal als Wunderkind, genialer Mathematiker und Wissenschaftler, religiöser Polemiker, innerlich zerrissener Gottsucher oder pessimistischer Moralist. Seine Lebens- und Leidensgeschichte mit ihren dramatischen Konversionen, als deren Höhepunkt die immer wieder emphatisch bebilderte Nacht des 23. November 1654 gilt, hat alle diese Deutungen erfahren. Ebenso seine Schriften, allen voran die zuerst anonym erschienenen *Lettres Provinciales*, die den Jesuitenorden fast im Alleingang in nachhaltigen Misskredit brachten, und der enigmatisch zerklüftete Textsteinbruch der *Pensées* haben etliche Kommentatoren, Interpreten und Apologeten auf den Plan gerufen.

Nun hat Otto Weiß eine Rezeptionsgeschichte Pascals von Friedrich Nietzsche bis Hans Urs von Balthasar vorgelegt, die Pascals Person und ihr Werk als Spiegel einer »deutsche[n] katholische[n] Kultur- und Ideengeschichte« (11) versteht. Die beiden Namen im Untertitel stecken nicht nur den zeitlichen Rahmen ab, sie stehen auch *pars pro toto* für die Art der Gliederung des Buches. Weiß orientiert sich an den Personen, die sich mit Pascal auseinandersetzen, stellt sie biographisch vor und zeichnet ihre jeweilige Pascal-Interpretation nach. Der durch Nietzsche und Balthasar abgesteckte Zeitrahmen weist erstaunliche Parallelen zu Meilensteinen der Pascal-Philologie auf. Nietzsches Lebensdaten entsprechen ungefähr der Spanne von Victor Cousins Bericht über die Dringlichkeit einer neuen Ausgabe der *Pensées* (1842) bis zur großen Ausgabe der *Pensées* von Léon Brunschvicg (1903). Balthasars Pascal-Lektüre erscheint 1962 in zeitlicher Nachbarschaft zur großen Neuausgabe der *Pensées* durch Louis Lafuma, die bis heute allein deshalb die wohl gängigste Ausgabe im deutschsprachigen Raum ist, weil auf ihr die neuesten Übersetzungen beruhen.

Weiß geht es jedoch weniger um eine textgeschichtliche Annäherung und philologische Fragen, sondern eben um »die deutsche katholische Kultur- und Ideengeschichte im Spiegel der Pascal-Rezeption« (11), die er anhand von Pascal-Interpreten erzählt. Deshalb stellt er seiner Darstellung der jeweiligen Pascal-Rezeption ausführliche biographische Notizen der einzelnen Interpreten voran. So lassen sich diese biographischen Einlassungen als eine Galerie beschreiben, durch die der Autor den Leser führt. Im Einzelnen liest sich das spannend, aber es stellt sich alsbald die Frage, welches Ziel Weiß damit verfolgt, wenn er selbst immer wieder betont, dass es nicht die Aufgabe seiner Studie sei, biographische Würdigungen vorzunehmen und seine biographischen Narrative bewusst nur an der Oberfläche kratzen (vgl. 147, 155).

Der Fluchtpunkt von Weiß' Studie ist Sachlichkeit. Während Pascal zuvor jeweils für die eine oder andere mehr oder weniger ideologische Partei oder Strömung in Dienst genommen worden sei, so hätten vor allem Ewald Wasmuth und Albert Raffelt die Auseinandersetzung mit Pascal auf eine sachliche Grundlage gestellt. Dass Weiß seine Studie so einerseits auf den Fluchtpunkt der Sachlichkeit zuschneidet, er aber andererseits vor diesem Hintergrund seine Rezeptionsgalerie nach Personen ordnet, bringt einige Probleme mit sich.

Am deutlichsten zeigt sich das im elften Kapitel seines Buches, in dem Weiß die Pascal-Interpretation von Romano Guardini nachzeichnet. Er würdigt Guardini dafür, nicht auf ausgetretenen Pfaden der Forschung zu wandeln, sondern neue Seiten Pascals zu entdecken, schließt ein Unterkapitel allerdings folgendermaßen: »Sicher bemerkenswerte Überlegungen Guardinis. Die Frage ist nur, ob seine Interpretation Pascal völlig gerecht wird« (135). Denn, so fährt Weiß fort, »uns heutigen nüchternen Betrachtern« werde die Lektüre durch die »allzu zeitgebundene« (136) Semantik Guardinis erschwert. An dieser Einschätzung zeigt sich das ganze Problem von Weiß' Studie. Unter der Hand gerät nämlich der »wirkliche[ ], lebendige[ ] Blaise Pascal« (141) zum eigentlichen Fluchtpunkt der Untersuchung. Ähnliche Formulierungen finden sich immer wieder: »der originäre Pascal« (49), Pascal »wie er wirklich war« (71), »eine grobe Verzeichnung Pascals« (97), »ob er [gemeint ist Bernhard Welte D.K.] dem gerecht wird, was Pascal gemeint hat« (203). Wenn Weiß Guardini (wie auch anderen) vorwirft, Pascal »verzeichnet« (140) zu haben, so zeigt sich in dieser Einschätzung eine wertende Haltung, die nicht ganz dem nüchternen Betrachter entspricht, dessen Bild Weiß zuvor entworfen hatte.

Diese wertende Haltung zieht sich durch das gesamte Buch und macht aus der Geschichte der Pascal-Rezeption in Deutschland einen kommentierten Forschungsbericht, der seinen diffusen Fluchtpunkt in einem »wahren« Pascalsbild hat, das er heraus zu präparieren beabsichtigt. In dieser Hinsicht ist Weiß' Studie ein konservatives Buch, das einer Geschichtserzählung und ihrem Erzähler vertraut, der einen quasi olympischen Standpunkt einnehmen kann.

Dort allerdings, wo Weiß die Pascal-Rezeption in breitere Kontexte als die der Lebensverhältnisse bzw. der Biographie einer konkreten Person stellt, gewinnt seine Darstellung der Ideen- und Kulturgeschichte im Spiegel der Pascal-Rezeption sofort an Plausibilität. Vor allem die Kapitel zu den »Hochlandkämpfe[n]« (76–86) und den »Stimmen aus dem Jesuitenorden« (157–166) geben einen tiefen Einblick in die katholische Kultur Deutschlands, indem sie die Schauplätze und Konstellationen der historischen Debatte skizzieren und diskutieren, was jeweils kulturell auf dem Spiel steht.

Dort, wo er sich Personen zuwendet, schweift er zu sehr ins Biographische ab und dort drängen auch die Fragen nach der Authentizität der Darstellung von Pascals Denken zu sehr in den Vordergrund. Vieles, was im historischen Kontext sicher seine Berechtigung hätte, gerät durch Weiß' Darstellung anhand von Personen zu Allgemeinplätzen, wie z.B. die Vernunft des Herzens oder die Logik der drei Ordnungen.

Otto Weiß hat ein gelehrtes Buch geschrieben, das in seinen besten Passagen tatsächlich eine deutsche katholische Kulturgeschichte im Brennspegel der Pascalrezeption erzählt. Schade ist nur, dass das umfangreiche Material, das Weiß bearbeitet, nicht anders aufbereitet wurde, weil er in seiner Darstellung viel von seiner Gelehrsamkeit verschenkt. Dies zeigt sich daran, dass Pascals Terminologie nicht einheitlich wiedergegeben wird, was an der übergroßen Nähe zu den einzelnen Pascal-Interpreten liegt, deren Terminologie Weiß übernimmt. Nichtsdestotrotz zeigt Weiß eine umfassende Bildung und eine genaue Kenntnis der Rezeptions- und Deutungsgeschichte Pascals, aus der man einiges lernen kann.

Noch ein Wort zum Formalen. Leider stören einige Fehler die Lektüre des Buches. Es gibt doch einige Rechtschreibfehler, französische Zitate werden wiederholt falsch geschrieben und die Schriftgröße in den Fußnoten variiert. Man hätte sich dem Buch mehr redaktionelle Sorgfalt gewünscht.

*Daniel Kazmaier*

STEFAN WARTHMANN: Die Katholische Tübinger Schule. Zur Geschichte ihrer Wahrnehmung (Contubernium, Bd. 75). Stuttgart: Franz Steiner 2011. 639 S. ISBN 978-3-515-09856-4. Geb. € 94,-.

1964 veröffentlichte Josef Rupert Geiselman eine große Monographie über die Katholische Tübinger Schule, deren Existenz trotz Geiselmans jahrzehntelanger Beschäftigung mit diesem Thema nur wenige Jahre später von Rudolf Reinhardt in Frage gestellt worden ist. Die Einwände Reinhardts, die er in mehreren Publikationen – u. a. im Rottenburger Jahrbuch – vorgetragen hat, destruierten den Begriff derart, dass es kaum verwundert, dass erst mit der Studie von Stefan Warthmann wieder eine deutsche Monographie vorliegt, die eine Bestimmung des Begriffs vorzunehmen versucht. Der Autor hat sich zum Ziel gesetzt, den Begriff »Katholische Tübinger Schule« sowohl historisch als auch systematisch zu klären, »indem der Sprachgebrauch der Rezeption deskriptiv erhoben, auf seine Anwendungslogik hin untersucht und seine Begriffsgeschichte kritisch gewürdigt wird.« (2).

Aufgrund dieser rezeptionsgeschichtlichen Ausrichtung kennt Warthmann die fundamentale Kritik Reinhardts am Schulbegriff und bezeichnet diesen daher als »Arbeitstitel« (2), der im Fortgang der Untersuchung einer kritischen Überprüfung ausgesetzt werden soll. Trotz dieses Anspruchs entscheidet sich der Autor bereits zu Beginn der Arbeit, in Kriteriologie und Methodik Max Seckler, dem wohl bedeutendsten Verteidiger des Begriffes, zu folgen. Als Schüler Secklers hätten ihn »Methode und Denken unübersehbar und nachhaltig geprägt« (XI), so dass Secklers Systematik »prägend für die vorliegende Arbeit geworden« sei (3). Dementsprechend wendet der Autor durchgängig die terminologischen Unterscheidungen an, die auch Seckler zur Charakterisierung und Legitimierung des Sprachgebrauchs »Katholische Tübinger Schule« angewandt hat. Der zentrale Einwand, den man gegen das Buch erheben könnte, sei daher gleich zu Beginn genannt: Auch wenn diese Unterscheidungen helfen mögen, den Sprachgebrauch »Katholische Tübinger Schule« systematisch zu analysieren, so kann der Autor durch diesen methodischen Zugang nicht mehr ergebnisoffen zwischen der kirchenhistorischen Kritik und der systematisch-theologischen Verteidigung des Begriffs vermitteln. Das Kernproblem, das in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts vor allem von den Kirchenhistorikern benannt wurde, ob man nämlich überhaupt von der Existenz einer »Katholischen Tübinger Schule« sprechen könne, bleibt aufgrund dieses Vorentscheids ungelöst. Die Existenz selbst wird nicht mehr in Frage gestellt, sondern a priori vorausgesetzt, so dass der Autor in der Konsequenz sein Augenmerk auf Wahrnehmung und Rezeption des Begriffes legt. Damit reagiert er zwar auf Reinhardts Kritik, die »Katholische Tübinger Schule« sei ein Signifikant ohne Signifikat, so dass er sich folgerichtig mit dem Signifikat und seiner Geschichte beschäftigt, ohne dabei auf das Signifikat einzugehen. Gleichwohl sind damit die Probleme nicht gelöst: Ob man nämlich angesichts der recht unterschiedlichen unter diesen Begriff subsummierten Theologen und ihrer recht unterschiedlichen Werke sinnvoll von der Existenz einer Schule sprechen kann, bleibt offen. Der Sprachgebrauch eines Begriffes beweist noch nicht die Existenz des damit Behaupteten.